



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sitteratur

Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Von Charles S. Devas, Examiner der politischen Ökonomie an der königlichen Universität von Irland. Übersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Rämpfe, Mitglied der Société internationale d'Economie sociale in Paris. Freiburg im Breisgau, Herder, 1896

Der Bearbeiter hat vieles weggelassen, was nur für englische Leser berechnet war, und vieles eingefügt, was für die deutschen Leser wichtig schien. In den nachfolgenden Bemerkungen — eine Kritik würde ein ganzes Buch erfordern — halten wir die Anteile von Verfasser und Bearbeiter nicht auseinander. Die Buchhändleranzeige und der Bearbeiter rühmen an dem Verfasser besonders das eine, daß er die Volkswirtschaftslehre als einen Zweig der Moralphilosophie behandle. Der Verfasser begründet diese Auffassung mit Aristoteles, Plato und Cicero. Sie ist insofern richtig, als es diese Wissenschaft, gleich allen praktischen Wissenschaften, mit den Handlungen von Menschen, von bewußt handelnden und verantwortlichen Wesen zu thun hat, und in diesem Sinne sind z. B. auch die Kriegswissenschaft, die Tierheilkunde und die Theorie der Baukunst Zweige der Ethik. Aber es ist zugleich von vornherein klar, daß solche Klassifikation einer Wissenschaft in ihrer Behandlung nicht sehr zu spüren sein kann. Katholische Leser werden die Sache meistens so auffassen, daß sich die Volkswirtschaft nach den Moralvorschriften der Kirche zu richten habe, und diesem Irrtum gegenüber ist es gerade eine Aufgabe der Wissenschaft, zu zeigen, daß sich die wirtschaftliche Entwicklung, ihren eignen Gesetzen folgend, gegen alle moralischen und unmoralischen Menschenwillen durchsetzt. Wir haben wiederholt gezeigt, wie die mittelalterliche Kirche mit ihren sehr achtungswürdigen und aner kennenswerten Bestrebungen, das Wirtschaftsleben nach den Grundsätzen des Neuen Testaments zu regeln, gescheitert ist: es kam so ziemlich das Gegenteil von dem heraus, was sie erstrebte. Das Moralische versteht sich immer und überall unter vernünftigen Leuten von selbst, wie „Auch Einer“ sagt, und auch jedem wirtschaftlichen Zustande gegenüber verhält sich jeder so moralisch, wie er kann, aber die wirtschaftliche Entwicklung ist eben etwas anderes als Moral, und so wenig man mit Moral Häuser bauen kann, so wenig kann man mit Moral die Höhe des Zinsfußes bestimmen oder die Bodenverteilung oder den technischen Fortschritt regeln. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die sittliche Beschaffenheit der Menschen und das sittliche Urteil über wirtschaftliche Vorgänge und Zustände von Bedeutung für die Volkswirtschaft sind; nur darf man nicht übersehen, daß jene Beschaffenheit selber zu einem großen Teile von den wirtschaftlichen Zuständen abhängt, und man darf nicht die schwächste unter den wirtschaftlichen Triebkräften, das sittliche Urteil, als die ausschlaggebende hinstellen.

In dem vorliegenden Buche bleibt die aus dem achtungswürdigen Charakter der Verfasser entsprungne falsche Grundansicht weithin latent und beeinträchtigt daher die Brauchbarkeit nur wenig; wo sie hervortritt, wie z. B. in der Forderung, daß auch die Farbigen als Menschen behandelt werden sollen, und in der Feststellung der Thatsache, daß auch in den Lumpenvierteln der Großstädte Tugenden geübt werden, geschieht es in einer Weise, der man beipflichten kann. Gegen die Einteilung des Stoffs läßt sich wenig, gegen die Darstellung nichts einwenden, und zur Vollständigkeit fehlt nicht viel. Manche Gegenstände, wie z. B. die Bedeutung der Schulbildung für die Volkswirtschaft, werden sehr hübsch und in eigentümlicher Weise beleuchtet, und besonders aner kennenswert ist bei einem aus den Kreisen der Zentrumsparthei hervorgegangnen Buche, daß die Zustände katholischer Länder nicht

verhimmelt, die der protestantischen nicht herabgesetzt, und daß die Übertreibungen der Agrarier und ihre Angriffe auf den Handel und auf die Goldwährung in besonnener Weise widerlegt werden. Überhaupt ist der Grundton des Buches bei aller sittlichen Wärme eine echt englische Ruhe, Verständlichkeit und Nüchternheit; demnach werden auch alle die Schwarmgeister, die die Erde durch Genossenschaften, durch Beseitigung des Kapitalzinses oder durch Verbannung des Alkohols, durch Vegetarierum u. dgl. in ein Paradies verwandeln wollen, gebührend abgefertigt. Aber gerade über die schwierigsten Probleme geht die Darstellung ziemlich oberflächlich hinweg. Mit der Behandlung der Bevölkerungsfrage kann man noch leidlich zufrieden sein, auch mit der Definition von Übervölkerung: „ein Land ist überbevölkert, wenn sich die Produktion infolge des Anwachsens der Bevölkerungszahl zu einem solchen Grade der Intensivität entwickelt hat, daß sie nur mehr [noch!] einen spärlichen Ertrag liefert, und wenn eine große Zahl der Bewohner aus diesem Grunde sich übermäßig anstrengt oder schlecht genährt ist.“ Dagegen wird der richtige Unterschied zwischen der Produktivität und der Rentabilität der Arbeit vernachlässigt, bei der Untersuchung der Entstehung von Reichtum und Armut der Zusammenhang dieser Erscheinung mit der Bevölkerungs- und Bodenfrage übersehen, und — unglaublich in einem englischen Buche, dessen Verfasser noch dazu in Irland lebt — der englische Landraub bleibt unerwähnt; auch in das Wesen der Krisen dringt die Darstellung nicht ein. Geradezu kindisch ist es, daß der Sozialismus in ein paar Sätzen mit dem Hinweis auf die Erbsünde und auf päpstliche Encykliken „widerlegt“ wird. Marx wird mit sechs, Engels mit drei Zeilen abgefertigt. Marx, der drei dicke Bände mit Thatsachen und kaufmännischen Berechnungen vollgestopft hat, und der jedes überflüssige Wort vermeidet, wird ein Phrasenfeind genannt, und alles, was die irischen Studenten von Engels erfahren, besteht in dem Satze: er „hat in einem dürftigen Schriftchen besonders die Monogamie bekämpft und sie als Quelle der Geldherrschaft, der Ausbeutung der Armen und als Unterjochung des weiblichen Geschlechts bezeichnet.“ Erstens ist das gar nicht der Inhalt der Engels'schen Schrift, die wir seinerzeit (in Nr. 2 des Jahrgangs 1894, S. 99) besprochen haben, insbesondre ist es Engels niemals eingefallen, die Monogamie zu bekämpfen, zweitens spielt dieses Schriftchen in der Thätigkeit des bekannten Sozialistenführers gar keine Rolle, und drittens sind es unter seinen litterarischen Arbeiten das Elend der arbeitenden Klassen, der Antidühring und die Herausgabe des Marx'schen Nachlasses, was seinen Ruf begründet hat. Diese Manier, den Sozialismus abzuthun, mag an katholischen Akademien durchführbar sein, und sie mag praktisch, pfeffig oder pastoralklug genannt werden können, aber „moralisch“ ist sie nicht.

Die indischen Kasten. Die Jataka oder Vorgeburtslegenden sind Erzählungen von dem, was Buddha als Bodhisatta, d. h. in seinen fünfhundertfünfzig frühern Existenzen, erlebt haben soll. Da er nun in allen möglichen sozialen Schichten und Berufsständen zur Welt gekommen ist, so enthalten diese von seinen Schülern erdichteten Legenden Schilderungen des häuslichen und Familienlebens aller Berufsstände, des Hoflebens, des Priestertums und der Schulen, der Thätigkeit der verschiedenen Beamtenklassen, kurz, sie stellen das öffentliche wie das Privatleben dar und geben einen ziemlich klaren und vollständigen Begriff von der Staatsverfassung, der Gesellschaftsgliederung und Kultur der Länder, in denen der Buddhismus entstanden und zuerst eine Macht geworden ist (sie umfassen den östlichen Teil des nördlichen Indiens, das heutige Nepal und die angrenzenden

Gebiete). Aus diesen *Jataka* hat nun Dr. Richard Fick ein Bild des damaligen Kulturzustandes jenes Teiles von Indien zusammenzusetzen versucht in der Schrift: Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, mit besondrer Berücksichtigung der Kastenfrage (Kiel, C. F. Haeseler, 1897). Das Hauptergebnis seiner Untersuchung lautet: Die Darstellung der Kasten in der brahmanischen Literatur entspricht nicht der Wirklichkeit, auch sind die Priester so wenig die Urheber der Kasteneinteilung gewesen, wie Buddha die Kasten aufgehoben oder ihre Entwicklung unterbrochen hat. Die arischen Einwanderer fanden eine Anzahl verschiedner Stämme niederer Rassen vor, die sie selbstverständlich unterjochten und verachteten, und mit denen sich zu vermischen sie, um das Herrschervolk rein zu erhalten, nach Möglichkeit vermieden. Der Kulturfortschritt erzeugte, wie überall, eine Menge verschiedner Berufsstände, in die sich sowohl die Arier wie die Ureinwohner spalteten, und gleichzeitig entwickelten sich natürlich große Vermögensunterschiede. Es war gar nicht daran zu denken, daß diese zahllosen Berufe, sozialen Schichten und Volksstämme hätten in vier Kasten gezwängt werden können, auch ließ sich die strenge Absonderung aller Arier von den Eingebornen nicht aufrecht erhalten, und noch weniger ließ sich das Völkergemisch aller Unterworfenen in eine einzige Kaste zusammenfassen. Aber es war natürlich, daß niedere Verrichtung, Armut und Abstammung von einer niedern Rasse meistens zusammentrafen, ebenso wie sich selbstverständlich meistens nur Abkömmlinge des Herrschervolkes in hohen Stellungen behaupteten und es zu Reichtum brachten, während andererseits genug Brahmanen verarmten und als Handwerker oder Bauern lebten. Ebenso natürlich war es, daß der Sohn gewöhnlich den Beruf seines Vaters oder einen ähnlichen ergriff. In den Ländern, von denen hier die Rede ist, haben zudem nicht die Brahmanen geherrscht, sondern die *Khattiya*, die in den *Palitexten*, also auch in den *Jataka*, *Khattiya* heißen, und die eben nichts anderes waren als die herrschenden Geschlechter, der hohe Adel. Die Stände sind also in Indien wie überall kein Kunstprodukt, sondern im Laufe einer natürlichen Entwicklung entstanden. Die bekannte Kasteneinteilung ist ein Erzeugnis brahmanischer Systemsucht, das, wie gesagt, zur Zeit seines Ursprungs der Wirklichkeit nicht entsprach, aber allerdings nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung geblieben ist und dazu beigetragen hat, die Standesunterschiede zu verschärfen.

Die Geschichten aus dem indischen Volksleben, die Fick mitteilt, sind unterhaltend und lehrreich, besonders auch solche, aus denen hervorgeht, wie eine bis zur läppischen Skrupulosität getriebene Gewissenhaftigkeit, überzarte Empfindung fremden Leids und heroische Entsagung mit der größten Selbstsucht und Genußsucht Hand in Hand gingen. Der königliche Prinz, der nach *Takkasila* auf die Universität geschickt wird, erhält, damit sein Hochmut gebrochen werde, als ganze Ausrüstung nur ein Paar Sohlen und einen Sonnenschirm; die Geldsumme, die ihm der Vater mitgibt, darf er nicht angreifen, sodaß er sich also auf seiner hundert Meilen langen Fußreise durchbetteln muß. Die Geldsumme ist nämlich für den Lehrer, den heiligen Brahmanen bestimmt, dessen erste Frage an den ankommenden neuen Schüler die nach dem Honorar ist. Und als der Prinz einmal in der Dunkelheit einen bettelnden Heiligen überrennt und ihm seinen Almosentopf zerbricht, kann er diesen nicht bezahlen und muß den Geschädigten auf die Zeit verträsten, wo er König sein wird. Kaum ist er das geworden, so stellt sich der Brahmane ein und fordert für den zerbrochenen Topf — und zwar öffentlich, auf der Straße, bei einem feierlichen Umzuge des jungen Königs — „fünf ausgezeichnete Dörfer, hundert Sklavinnen, siebenhundert Kühe, mehr als tausend Goldstücke und

zwei ebenbürtige Gattinnen"; und das alles kriegt er, Stück für Stück richtig zugezählt. Wenns nicht wahr ist, so ist doch von den Schülern Buddhas hübsch erfunden und wird ihre Konkurrenten im Bettel, die Herren Brahmanen, nicht wenig geärgert haben.

Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Otto Harnack. Weimar, Emil Felber, 1896

Der Sinn für Geschichte, der Hunger nach Erkenntnis nicht sowohl dessen, „was die Welt im innersten zusammenhält,“ als vielmehr der Ursachen und Umstände aller Entwicklungen im Geistesleben der Menschen beherrscht seit Jahrzehnten unser Interesse. Das Verlangen nach einer wirklichen Kulturgeschichte, die streng genommen noch nicht vorhanden ist, wächst deshalb mächtig an, und ebendeshalb vermehren sich die Beiträge, die es schrittweise befriedigen wollen. Wie uns das Kunsthandwerk in Möbeln und dem übrigen Hausrat einen Stil nach dem andern vorgeführt hat und uns ihre Eigenheiten, ihre Vorzüge und Nachteile lebhaft, nämlich am eignen Leibe, hat empfinden lassen, so sind, um aus der Kulturgeschichte das Spezialgebiet der Künste herauszugreifen, allmählich schon fast alle wichtigeren Erscheinungen der bildenden Kunst behandelt, und ihre wohlwollende Anerkennung, ihr Verständnis ist uns ermöglicht und nahegelegt worden. Bloß die klassizistische Periode, die ungefähr die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausfüllt, hat bisher keinen recht warmen Bearbeiter gefunden; man betrachtete sie als einen unbehaglichen Übergang zwischen Rokoko und Romantik und drückte sich möglichst rasch an ihr vorüber. Aber wie sich der Geschmack im Kunsthandwerk neuerdings dem klassizistischen Stil, dem Empire, zuwendet und man mit Vergnügen die zierlich steifen Stühle und Tische, Uhren und Kannen benutzt, hoffentlich nicht weil es Mode ist, sondern aus Freude an der reinen Form, so beginnt man auch mit Neigung an die so lange verachteten Künstler jener Zeit zu denken; der kühle David und seine Genossen werden wieder anerkannt, der weiche, oft so süße Canova nicht minder; sogar die deutschen Künstler jener Richtung, die mit wenigen Ausnahmen selbst zu ihren Lebzeiten sich keines großen Rufes erfreuten, werden einer erneuten Betrachtung unterzogen, deren Ergebnisse mit bestem Willen vorgetragen werden.

Das vorliegende Buch gehört zu den Vorboten dieser kunstgeschichtlichen Bewegung zu Gunsten des Empire. Es beschäftigt sich mit der Gruppe von Künstlern, vorzüglich mit den deutschen, weniger mit fremden Malern und Bildhauern, die zwischen 1760 und 1810 in Rom lebten oder zeitweise dort arbeiteten; dazu kommt eine Behandlung der geistigen Strömungen, die damals in Rom herrschten und sich im Publikum, in den Gelehrten, in den Besuchern Roms widerpiegeln. Wir hören also von Winkelmann und Raffael Mengs und ihrem Kreise, dann von den Männern, die den Einfluß der französischen Schule in Rom verbreiteten, also besonders von David und Milizia, neben ihnen von J. H. W. Tischbein und Trippel. Goethes Besuch und seine Freunde in Rom bilden, wie billig, den Mittelpunkt des Werkes; dann folgt noch eine Besprechung der Tätigkeit von Carstens, der italienischen Umwälzungen unter Pius dem Siebenten und der Bedeutung und des Kreises von Wilhelm Humboldt. Auf Grund eines großen, zum Teil archivalischen Materials sind über viele bekannte und minder bekannte Künstler und Kunstfreunde zahlreiche Einzelheiten zusammengetragen, die ganz anschauliche Bilder und willkommene Ergänzungen darbieten. Das wesentliche aber an dem Buche, das übrigens vorzüglich geschrieben ist, obgleich die chronologische

Anordnung den Stoff unschön zerlegt und der Behandlung etwas Registerhaftes giebt, ist die alles durchziehende warme Bewunderung des Klassizismus oder, wie Harnack sich ausdrückt, der Klassik. Erscheint sie schon überall bei der Besprechung der Künstler, so faßt sie sich zusammen in der Einleitung und im Schlußwort. Sie beruht durchaus auf der Goethischen Kunstauffassung; und wie Goethe und Heinrich Meyer für ein Schaffen der Künstler im Sinne der Alten, mit den Augen der Alten wirkten, so verteidigt Harnack den Stil, der, nach ihm, im Begriff gewesen ist, auf diesem Wege zur Natur im tiefsten Sinne zu gelangen. Ohne die Schwächen der einstweilen von ihm geleisteten Werke zu verkennen, findet Harnack unbegreiflich, daß man die gesunden Grundlagen eines Stils verkenne, der durch die Gleichgiltigkeit der zur künstlerischen Bearbeitung zugelassenen Gegenstände der Kunst alle Freiheit und also die Schönheit der Form rette. Nur äußere Ursachen, stellt Harnack fest, besonders Napoleons Cäsarismus, haben die deutschen Maler in die ganz verderbliche mittelalterliche Richtung und durch sie zu andern verhängnisvollen Folgerungen getrieben.

Dagegen möchte ich bemerken, daß äußere Ursachen eine Kunstentwicklung, die in sich gefestigt und notwendig ist, schwerlich auf die Dauer unterbinden werden. Vielmehr konnte ein Stil, der sich nur in griechisch-römischen Formen ausdrückte, von den nordischen Künstlern nicht anders als oberflächlich angenommen werden; er ließ sich nicht wahrhaft nach dem Norden verpflanzen. Die nordische, deutsche Kunst konnte überhaupt nicht mit den Augen, auf die Art der Griechen sehen: das widerstrebt durchaus der Natur der Deutschen, denen das südliche Formgefühl im Grunde immer fremd bleibt. Daher fanden die Nazarener, oder vielmehr deren Nachfolger, aus der Verwirrung des achtzehnten Jahrhunderts als den für den Norden richtigern Weg den zur Romantik, die trotz allen südlichen Beiwerks deutsch-national ist.

W. v. O.

Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengestellt von C. Belschner. Stuttgart, W. Kohlhammer (o. J.)

Eine ernste Anthologie, für Männer und solche, die es werden wollen, ganz nach dem Herzen und dem Geschmack der Grenzboten.

Bur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 56. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im März 1897

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

